

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 47 (1971-1972)
Heft: 8

Artikel: Heisser Friedhof
Autor: Aufdermauer, Ulrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080036>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heisser Friedhof

Von Ulrich Aufdermauer

Der Bahnhof vorhin — das war Biasca, erst Biasca. Vor mir liegt die lange, heisse Fahrt durch den Gotthard. Das Fenster darf ich nicht öffnen, weil sich der Herr vis à vis vor der Zugluft fürchtet; er hat sofort reklamiert, als ich es nach dem Halt in Bellinzona nicht schloss. Die Leute sind unglaublich!

Wenigstens bin ich meine schwarze Jacke los, und die schwarze Krawatte hängt auch am Haken. Wäre ich von ungenierterer Natur, dann würde ich auch die schwarzen Schuhe ausziehen. Aber der Herr gegenüber sähe mich gewiss nicht gern bloss in schwarzen Socken. Andere setzen sich leichter über die Konvention hinweg, wenns ihnen zu heiss wird: Sie waren angekleidet, als ob sie zum Strandbad wollten und schützten sich unter bunten Schirmen vor der Sonne. Jemand hatte sich eilig die braunen Sportschuhe mit schwarzer Wichse überschmiert; rührend, dieses zigeunerhafte Trauerzeichen! Die Schuhe verfolgen mich. Oder besser: Das Gesicht, das zu ihnen gehört. Könnte ich doch meine Gedanken ordnen! Schon Biasca, und ich habe noch nicht einmal den Titel gefunden. «Ein Dichterbegräbnis im Tessin?» Zu platt! «Auch Poeten müssen sterben»? Unmöglich! Am liebsten würde ich schreiben: «Margherita, Margherita, Margherita...» Lassen wir die Überschrift; sie ergibt sich zuletzt von selbst. Oder die Redaktion soll sie finden; sie hat mehr Übung.

So mühselig fiel mir der Anfang schon lange nicht mehr. Einen guten Anfang müsste man haben. Das andere fügt sich — meistens. Heute wahrscheinlich nicht. Das Gesicht, das ich nicht kenne, wird mir jeden Satz durchkreuzen. Und die Leser geht Margheritas Gesicht nichts an. Für mich aber ist es

vom Ereignis des Tages nicht abzulösen, von dem ich zu berichten habe: hundert Zeilen, abzuliefern bis spätestens um Mitternacht.

Ein Vertrauensbeweis, eine Ehre, dass sie mich geschickt haben. Oder fanden sie sonst niemanden für die lange Reise in der Augusthitze? Jedenfalls telephonierte mir der Feuilletonredaktor persönlich: «Sie haben ihn doch gekannt wie kaum einer, ihn selbst und seine Bücher; bitte fahren Sie doch hin, Herr Keller!»

Meinen Namen mag ich nicht, vor allem, weil meine Eltern mich geschmackloserweise «Gottfried» taufen liessen. Habe ichs deshalb nicht zu Dichterruhm gebracht? Unter welchem Namen hätte ich auch schreiben wollen? Gottfried Keller der Zweite? Das Zeug zum Schriftsteller hätte mir nicht gefehlt, so wenig wie ihm, dem Nobelpreisträger, den sie heute, etwas dürftig, für immer verabschiedeten. Der Kranz roter Rosen, vom Bundesrat gestiftet, war das einzige Prächtige. Alles Übrige geriet in der Gluthitze des Nachmittags ein wenig improvisiert, pover. Ob man «pover» in die Zeitung schreiben darf — in diesem Zusammenhang? Ich sollte endlich mit meinem Bericht beginnen. Sechs Stunden bleiben mir noch; ins Reine tippen muss ich die Sache auch noch. Von mir sind sie keine Sudelmanuskripte gewohnt. Wahrhaftig habe ich ihn gekannt wie kaum einer, Werk und Leben. Wir waren sogar befreundet. Früher sandte er mir ab und zu ein Gedicht in seiner kalligraphischen Handschrift; deutsche Buchstaben, sehr klein, aber leserlich, und immer zeichnete er etwas Dekoratives an den Rand: Ein Dorf mit Wolken um den Kirchturm im blauen Himmel, oder Blumen. Mit dem Alter wechselte er vom Dichter zum Gärtner. Als die Flut der

grossen Preise in seine Abgesiedeltheit zu regnen begann, widmete er seine meisten Stunden seinem Garten.

Ob ich auch darüber schreiben soll? Stand das nicht schon in den Nachrufen vor drei Tagen?

Damit es endlich vorwärts geht: Ich notiere, was mir just einfällt aus dem Behältnis des heutigen Tages, kreuz und quer, und schliesslich picke ich das Brauchbare aus dem Gestürm. «Hirn-Gestürm» nennen die Amerikaner dieses System; bei ihnen bewährt es sich offenbar. Nur stürmt jetzt Margherita zu wild durch mein Hirn, und es ist von der Jagd nach ihrem Gesicht erfüllt, nach ihrem wahren Gesicht. Ihre falschen Gesichter wird es nicht los. Margherita: Der Name gefiel mir, als ihn der junge Künstler ein paarmal rief: «Margherita, bring uns doch etwas zu trinken; wir verdursten bei dieser Hitze!»

Den Künstler hatte ich aufgesucht, weil er am Wege, in Montagnola, wohnte. «Schauen Sie en passant bei ihm herein, Herr Keller», hatte mir der Feuilletonredaktor aufgetragen. «Wir möchten eine der nächsten Sonntagsbeilagen als Erinnerungsblatt für den grossen Toten herausbringen. Sorgen Sie dafür, dass wir rasch und nicht allzu teuer Illustrationen zu einer Novelle oder zu ein paar seiner Gedichte erhalten.»

Lange brauchte ich dem Künstler mein Anliegen nicht zu erklären. Er brachte einen Stoss grossartiger Rötel-, Feder- und Pinselzeichnungen, aus denen er mich freigiebig aussuchen liess, was mir passe. Er hatte sich in einem alten Palazzo eingemietet. Wir betrachteten die Blätter auf einem Granittisch in einer geräumigen, verhältnismässig kühlen Halle. Im Obergeschoss lief ein Säulengang um das Geviert nach Art der italienischen

Renaissancepaläste, nur bescheidener. Zwischenhinein sprachen wir über den Toten: Wie er zur Hitlerzeit von Deutschland aus geächtet und dann, kaum dass der Krieg zu Ende, von dort mit Ehrenmeldungen überhäuft worden sei. In den letzten Jahren habe er ihn kaum mehr gesehen, berichtete der Künstler; er sei zum menschenscheuen Einsiedler geworden, und ich fügte eine Erinnerung bei, die zwei Jahre zurückliegen möchte: Als ich im hintersten Tessin geruhsame Ferien verbrachte, kamen Bekannte aus Wien. Eigens waren sie in die Schweiz gereist, um «ihn noch zu sehen, solange er am Leben sei». Sie trugen Empfehlungen bei sich von grossen Herrschaften im Reiche der Literatur und waren gewiss, empfangen zu werden. Auch mir gegenüber, meinten sie, könne er sich wohl nicht undankbar erweisen nach allem, was ich für ihn getan habe.

Nach allem — was heisst das schon? Ich habe gewissenhaft, gelegentlich begeistert, jedes neue Buch von ihm besprochen, ganze Schaufenster damit ausgeschmückt und im persönlichen Gespräch den Kunden empfohlen.

Denn im Hauptberuf bin ich Buchhandlungsgehilfe geblieben, und man gratulierte mir oft, weil ich dem Geschäft die Treue bewahrt habe, in dem auch er als Gehilfe einst sein erstes Buch verfasst hat, das ihn berühmt machte. Seltsam ist das mit dem Berühmtwerden; der eine wirds, der andere nicht. Ich zum Beispiel schrieb auch, nicht ohne Begabung. Es erschien sogar ein Bändchen Erzählungen, allerdings unter einem Decknamen, weil Gottfried Keller nicht zu gebrauchen war. Doch als mich «meine» Zeitung regelmässig um Rezensionen bat und mir irgendwann, auch vor ziemlich langen Jahren schon, die Beantwortung

der Leserbriefe anvertraute, hatte ich genug zu schreiben und gab das Fabulieren auf. Buchhandlungsgehilfe und Briefkastenonkel nährten zusammen einen Junggesellen ohne grosse Ansprüche leidlich. Ich gestattete mir sogar den Luxus eines prachtvoll tönenenden Flügels, eines Bösendorfers. Ich spiele recht gut, wenn auch niemand davon Notiz nimmt. Von ihm schwärmt die Verehrer wie von einem Universalgenie: Er sei gleichermassen prädestiniert zum Musiker wie zum Maler, Philosophen, Dichter und Gärtner. Gern hätte ich mit ihm einmal über den Zusammenklang der musischen Künste gesprochen. Das Sensorium fehlte ja auch mir nicht...

Wir gelangten also, jenes Wiener Literatenpaar mit mir, ans Tor des Gärtner-Poeten und fanden hier eine Schrift: «Bitte keine Besuche!». Das klang flehend genug. Aber die Leute vom Fach lassen sich nicht abschrecken und pirschten weiter bis zur zweiten Tafel: «Wollen Sie wirklich einen alten Mann stören, der auf den Tod wartet?» Ich schämte mich, kehrte um und liess die Eindringlinge allein weitermarschieren. Nicht lange danach kamen sie zurück, ein wenig enttäuscht.

Der junge Künstler nickte: Ja, so sei es meistens gewesen, wenn ihn literarische Pilger heimsuchen wollten. Dann rief er laut nach Margherita, sie möge uns doch zu trinken bringen, und als sie nicht antwortete, ging er sie suchen.

Wenige Augenblicke später huschte sie weiss und nackt oben durch den Säulengang. Das heisst: Ich nehme an, dass jenes vollendete Wesen, das sich mir sekundenlang wie eine lebendig gewordene klassische Marmorstatue zeigte und wieder verschwand, Margherita gewesen sei. Denn nachher sah ich sie nicht wieder. Der Zeichner

brachte selbst auf einem Tablettchen zwei mit giftrottem Apéritif gefüllte Kaffeegläser und legte mir weitere Blätter vor, während in mir der Poet erwacht war und nach dem Gesicht der Erscheinung forschte.

Drängte nicht die Zeit und liefe der Zug nicht schon Airolo entgegen, ich müsste jetzt meine Beziehungen zu den Frauen nachprüfen. Sind sie eingefroren, sublimiert? Mein Umgang mit ihnen beschränkt sich auf bildliche Darstellungen; ich besuche jede Kunstaustellung, und ich bin nicht blind. Aber diese Margherita...

Nicht einfach der Poet war jetzt wach, eher die Erinnerung im Poeten. Die Erinnerung an Margrit. Mit ihr war ich so gut wie verlobt. Erst heute wieder, seit ich Margherita begegnet bin, kann ich mir meinen damaligen Zustand vorstellen. Von ihr war ich behext und verzaubert, dachte Tag und Nacht nur an sie, baute Phantasieschlösser und wohnte mit ihr darin. In jenen Monaten schrieb ich meine Novellen, die ich ihr jeweils vorlas, kaum hatte ich wieder eine beisammen. Mir war dann feierlich zumute. Bei schönem Wetter suchten wir uns einen Platz am Fluss oder in einem Park. War es zu nass, kam sie zu mir auf die Bude. Sie sagte nie viel, wenn ich geschlossen hatte. Sie lobte etwas Allgemeines, Unverfängliches, um sich dann auszumalen, wie viel ich an Honoraren verdienen werde, sei ich nur erst ein berühmter Dichter. In meiner Eitelkeit legte ich Tölpel ihre Wortkargheit als Ergriffenheit aus, nicht ahnend, dass sich das geliebteste Wesen in Gesellschaft meiner Geschichten hätte langweilen können. Erst als mein bester Freund, ein zielstrebiger, ehrgeiziger Mediziner, sie mir weggeschnappt hatte, gestand sie mir, meine Schriftstellerei habe sie

stets gemopst. Damit bringe man es zu nichts im Leben.

Wir schieden ohne Auseinandersetzung, und die beiden luden mich an ihre Hochzeit ein. Da erst merkte ich, wie gut sie zusammenpassten: Er hatte seine Karriere im Kopf und sie auch. Er wurde bald zum gesuchtesten Ohrenspezialisten der Stadt, und sie hielt Hof in einem vornehmen alten Patrizierhaus. Hier gab sie Cocktail-Parties und Abendgesellschaften. Nach wenigen Jahren waren sie steinreich und bauten sich ein Landhaus im Tessin. Ihr Gesicht hatte ich aus dem Gedächtnis verloren.

Das alles, lange im Schacht des Vergessen versunken, tauchte auf beim Vorüberflitzen des nymphenhaften Geschöpfes, das mutmasslich Margherita hieß. Und weiter, dass mich mein Freund und Margrit schon mehrere Male nach Montagnola in ihr Traumhaus — so nannten sie ihren Besitz — dringend und herzlich eingeladen hatten. Seit dreissig Jahren ...

Jetzt war Gelegenheit. Aus der Telefonkabine auf der Piazza meldete ich mich an. Sie waren zu Hause; selbstverständlich passte es ihnen. Ich sei hochwillkommen, falls ich mit einem frugalen Mahle vorlieb nehme. Um zwölf Uhr werde ich abgeholt, wo immer ich es wünsche. Gut, am Friedhofstor. Noch wusste ich nicht, auf wann die Feier angesetzt war; das Radio hatte bloss «nachmittags» verkündet. Auch der Künstler, von dem ich mich verabschiedete, kannte keine genaue Stunde. Vielleicht komme er, versicherte er mir. Nur die Hitze könnte ihn abhalten. Ob er Margherita mitbringe? Natürlich fragte ich ihn nicht, obgleich mich einzig dieser Gedanke beschäftigte.

Ich hatte reichlich Zeit, und zu schreiben gab es vorderhand noch nichts. Bei der Abzweigung eines

Höhenweges setzte ich mich in den Baumschatten und rätselte an Margherita. Ich war, banal gesagt, bis über die Ohren verliebt. Ob aus dieser Begegnung je ein Sich-Finden werde? So vieles hatte ich abgeschrieben im Laufe des Älterwerdens. Meinen Namen — ich hasse ihn! — traf man in keinem Lexikon. Dafür war der andere, mein Vorgänger in der Buchhandlung, bis zum nobelsten Preis auf der Ehrenleiter emporgestiegen. Mein bester Freund besass nicht nur Margrit, sondern dazu Geld in Fülle, während ich als Briefkastenonkel mein mageres Salär verbesserte, um wenigstens alle Partituren zu den Symphoniekonzerten im Saal und im Radio kaufen zu können.

Das für den Dichter bereitete Grab lag noch nüchtern und offen an der von ihm gewünschten Stätte bei der untern Friedhofsmauer. Es führte eine Leiter in die Tiefe; Schaufel und andere Geräte warteten daneben. Eidechsen sonnten sich auf den Marmorplatten; die Sonne brannte unbarmherzig auf das weisse Gestein; es duftete stark nach Lilien.

Schön liegt der Friedhof auf seinem Hügel zwischen den beiden Hauptarmen des Sees. Die einheimischen Familien haben sich auf fallende Denkmäler von gipsernem Pomp gesetzt. Aber neben den Namen Lucchini und Gillardi findet man auch solche von Zugewanderten: Hugo und Emmy Ball ruhen hier, Freunde des Dichters, auch der in Kalifornien verstorbene Musiker Bruno Walter. Vor seinem mit kleinen Begonien geschmückten Kreuz hatte eine Spinne ihr Netz vollendet; die einzelnen Fäden glitzerten im mittäglichen Lichte.

Eine alte Frau, trotz der Hitze in dickes schwarzes Zeug gemummt, schlurfte mit einer Hacke daher

und machte sich an einem Grab etwas zu schaffen. Sie konnte mir sagen, dass der Trauerakt um drei Uhr beginne, hier am Grab, nicht in der Kirche. Ob sie selbst komme, sei allerdings unsicher, ob schon sie sonst keine Beerdigung aus lasse. Aber bei dieser Hitze! Sie hackte weiter.

Am Tor erwartete mich ein mächtiger geschlossener schwarzer Wagen amerikanischen Ursprungs. Ein stämmiger Mann in Hemdsärmeln, offenbar der Herrschaftsgärtner, zog davor seine blaue Chauffeurmütze und hiess mich auf dem Rücksitz Platz zu nehmen. Im Augenblick des Einsteigens verwünschte ich meine Anmeldung. Da wurde man ja selbst wie in einem Sarg herumgefahrene; zu wem, wohin?

Unterwegs suchte ich mir Margrit vorzustellen. Natürlich: Sie war um dreissig Jahre älter geworden wie ich auch. Aber damals, wie sah sie damals aus? Dass einem das liebste Bild so entschwinden kann! Jedenfalls erkannte ich sie nicht wieder: Aus dem Leim war sie gegangen; ihre Augäpfel standen vor, und den Mund kniff sie böse zu zwischen jedem Satz. Ihre überbordende Herzlichkeit klang unglaublich. Anders mein Freund: Seine Züge waren markanter, sein Blick durchdringender geworden — der erfolgreiche Arzt aus dem Frauenroman. Man begrüßte sich, als hätte man sich gestern in Minne getrennt, und wusste dabei, dass man in verschiedenen Welten daheim war.

Ob sie überhaupt irgendwo daheim sind, mein Freund und seine, nicht mehr meine, Margrit? Während der durchaus nicht frugalen Mahlzeit, vom Gärtner-Chauffeur in weißen Handschuhen serviert, berichteten sie von New York und Hong Kong, von Kapstadt und Indien. Sie reisen an Kongresse, sie

reisen zur Erholung. Sie wissen nicht, wie sie sich die Zeit abstehlen können, um ihr Traumhaus aufzusuchen; dermassen jagen sich die Verpflichtungen. So ein Haus bedeute eine Last, wiederholten sie; wer keines besitze, möge sich glücklich schätzen.

Auch Sommerfestwochen in der halben Welt nehmen sie in Anspruch. Sie rapportierten, was in Salzburg und Avignon, in Edinburgh, Helsinki und Schwetzingen an Kostbarkeiten geboten werde. «Das interessiert dich gewiss», sagte Margrit mit Glotzäugen und verkniffenem Munde, «du bist, wenn ich mich recht erinnere, doch auch musikalisch? Noch ein Stückchen Rohschinken zur Melone, bitte! Räucherlachs haben wir leider keinen mehr aufzutreiben können; nächstes Mal meldest du dich früher an!»

Beim Kaffee folgte eine Anekdote, deren Fortsetzung sie sich gegenseitig aus dem Munde nahmen; den Sachverhalt kannte ich bereits aus der Zeitung. Margrits kaltblütige Unerschrockenheit kam dabei zur Geltung, auch ihr beidseitiges Zusammenhalten durch dick und dünn: Ein italienischer Traxfahrer hatte bei einer Explosion im Stollen das Gehör verloren, und mein Freund hatte es ihm trotz aller Mühe, die er persönlich dem Manne zuwandte, nicht mehr zurückgeben können. Der enttäuschte Fremdarbeiter, im Wahne, der berühmte Doktor spare seine wundertätige Heilkunst für seine reichen Patienten, floh aus der Klinik und lauerte meinem Freund in dessen privater Garage auf. Doch statt seiner fuhr an jenem Abend Margrit zuerst durch das zu ihrem Befremden offene Tor und fand sich, sobald sie ausstieg, von einem Revolver bedroht. Der zur Rache gerüstete Attentäter zeigte sich jedoch noch überraschter als

sie selbst. Willig liess er sich von ihr in die Garage sperren, bis die Polizei ihn abholte. «Ich habe ihn dann besucht», schloss mein Freund befriedigt, nicht ohne beizufügen, er hoffe, den armen Teufel mit Hilfe eines Psychiaters frei zu bekommen. Damit schien Margrit zwar nicht recht einverstanden. Doch die Güte ihres Mannes kenne keine Grenzen, kommentierte sie mit dünnem Munde. Die beiden gaben sich als ein Herz und eine Seele; desto besser! Mein Freund begleitete mich auf einem Umweg durch seinen üppigen Garten zum schwarzen Monstrum, das mich zum Friedhof bringen sollte. Er zeigte mir tropische Pflanzen, die er mit Sorgfalt hegte, Gewürzbeete, die er nach einem mittelalterlichen Plan des Klosters St. Gallen angelegt hatte und raunte mir beiläufig zu: Er hoffe, dass bald die Scheidung vollzogen werde, die sie beide, Margrit wie er, in gegenseitigem Einvernehmen einreichen liessen. Es gehe nicht mehr so weiter. Wäre mir nicht immer noch und intensiver als am Vormittag die neue Margherita durch die Gedanken getanzt, hätte ich jetzt, im Fond des Oldsmobiles ausgestreckt, mit der sauren Moral des Zukurzgekommenen räsonniert: Das hast du nun mit deinem Gelde! Vor dem Friedhofstor staute sich eine buchstäblich bunte Menge. Denn unter die trauernde Familie, unter die Leute aus dem Dorf, unter die im Auto zugereisten Freunde hatten sich auch zufällige Sommerfrischler gemischt. Als der mit Rosen gedeckte Sarg aus dem schwarzen Wagen getragen wurde, hoben Dutzende von Kameras mehr oder weniger diskret ihre technischen Augen, und ein Mensch mit hellblauem Kittel und gelben Flanellhosen, mit einem guten Apparat und unguten Manie-

ren, drängte sich nach vorn, um alles rasch zu filmen.

Merkwürdig: Seit Jahren hatte der Dichter mit dem Tod auf vertrautem Fusse gelebt und ihn in ungezählten schauerlichen wie freundlichen Variationen geschildert, gedeutet, gepriesen. Desto hilfloser fühlte sich seine Umwelt, als sie ihn nun dem wirklichen Tode überlassen musste.

Während der Reden vor der Friedhofskapelle umstanden die vier Banner der Gemeindeviereine den Sarg. Neben der Fahne der Schützen mit dem Schweizerkreuz zeigte eine andere einen kugeläugigen Uhu auf grünem Grunde. Der Männerchor sang sein übliches Requiem; die Hitze drückte auf die Akkorde.

Das Begräbnis dieses eigenartigen und einzigartigen Individualisten unterschied sich wenig von dem eines Grossrates oder Vereinspräsidenten oder Schützenkönigs. Der gleichmachende Tod hatte die Abschiedsworte bereits seinem Cliché angepasst: Es wurde eines Ehrenmannes im allgemeinen, im besonderen beinahe eines Heimatdichters gedacht. Die in die Friedhofshitze hinausgerufenen Sätze entsprachen dem trivialen Urteil, das ein Geistlicher namens Teufel vor Jahren in einem Nachschlagewerk über ihn zusammengefasst hatte: «Einige seiner Gedichte enthalten wertvolles religiöses Gut.»

Es meldete sich allerhand in mir während dieser fast schoflen Trauerfeier: Die Verehrung, mit der ich durch Jahrzehnte dem Erfolgreichen gehuldigt hatte, die Superlative in meinen Rezensionen seiner Bücher, die Abfuhr am Gartentor, die sich selbst den Besuch eines lieben alten Bekannten verbat: Das hast du nun von deinem Genie! Deine Lebenserfahrung, deine Freundschaft mit dem Tode, deine aus Indien bezogene Weis-

heit — alles fertig! Sie bestatten dich unter Gemeinplätzen wie einen Vereinsbruder und sind froh, von deinem heissen Grabe in den Schatten der Osteria zu kommen, je bälder je lieber.

Ich aber lebte, und auf mich wartete Margherita. Um endlich zum Hauptstück meines Artikels zu kommen — wir fahren bereits dem Zugersee entlang, und es dunkelt —, habe ich unterdrückt, was mir unendlich bemerkenswerter schien als die Rosen des Bundesrates und die Tannengrüsse aus der Heimatstadt im Schwarzwald: Margherita hatte sich unter die Trauergäste gemischt! Unverkennbar ihre Gestalt: Den schönen Leib hatte sie in ein zu weites, modisch unmöglich weisses Gewand gehüllt und einen schwarzen Schal über die Schultern gelegt. Ein faszinierend-rührender Anblick: Um an der Gruft eines Sterblichen zu erscheinen, verkleidete sich die Göttin, ungewohnt, mit menschlichem Stoff umzugehen, auf die ungeschickteste Weise. Doch unter dem Hut mit riesiger Krempe, früher einmal weiss, verriet ein grosser, dunkler Haarknoten ihr eigentliches Wesen. Und fast kindlich wirkten die Schuhe: durch eine hastig aufgetragene schwarze Schicht bleckte hinten und auf allen Seiten das ursprüngliche Braun.

Margherita war mir nah, sichtbar, greifbar! Ihre Augen warteten nur darauf, den meinen zu begegnen. Die Sehnsucht nach diesem Gesicht bereitete mir körperlichen Schmerz. Friedhofshitze, falscher Männergesang und armselige Salbaderei vereinigten sich zum undefinierbaren quälenden Fegefeuer einer nicht länger zu ertragenden Wartezeit. Anfangs der Feier hatte ich mir Sorgen darüber gemacht, wie eine göttliche Margherita von einem schüchternen Gottfried Keller anzusprechen sei. Doch das

Feuer der Erwartung verzehrte alles Nebensächliche: Ich brannte auf ihr Gesicht hin, auf die Enthüllung des echten Lebens nach diesem öden Totenkult.

Der Augenblick kam. O Erfüllung: Sie erwartete mich! Nicht dass sie sich nach mir umgedreht hätte. Aber sie floh nicht wie alle andern vom heissen Totenacker. Sie verweilte mit einer Bekannten am Grabe. Ich trat näher und hörte sie, halb zu sich selbst, halb zu ihrer Begleiterin, sagen: «And who will be the next one?» Weshalb sie ihre Frage auf englisch stellte? Sie war durchaus keine Engländerin; denn ihre weiteren Sätze sprach sie in schweizerischer Mundart: «Wirklich, lange mache ichs nicht mehr. Es geht mir miserabel. Tag und Nacht habe ich schier unerträgliche Schmerzen, und vorhin meinte ich, es nicht mehr durchstehen zu können. Gehen wir; ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie mich stützen.» — Die beiden drehten sich um; ich erblickte eine vom Tode gezeichnete Larve mit erloschenen Augen.

Jetzt lache ich vor mich hin, während ich Ordnung in mein Hirn-Gestürm zu bringen suche. Der grämliche Herr, der nur an den wenigen Stationen gestattet, das Fenster zu öffnen, sieht mich erschrocken durch seine Brille an. Zu lachen gibt es seiner Ansicht nach nichts. Ihn lache ich gewiss nicht aus. Aber ich gestatte mir, über mich zu lachen, den alten Narren. Und während ich mich nun fähig fühle, für die trauernde Lesergemeinde des Entschlafenen einen treuherrig-würdigen Bericht über den Abschied auf dem heissen Friedhof zu verfassen, rüstet sich in einem stillen Winkel schon wieder die Hoffnung, irgendwann und irgendwo der richtigen Margherita zu begegnen. Ihre Erwartung macht mein Leben erträglich.

Unser achtjähriges Töchterchen, ihre Patin und ich wanderten eines Nachmittags durch Feld und Wald. Wir begegneten Rehen und Eichhörnchen, worüber wir uns sehr freuten. Geduldig beantworteten wir die nachfolgenden Fragen der Kleinen. Dann wechselten wir Erwachsenen auf das Thema «Berufstätigkeit» über. Unverhofft schaltete sich das Töchterchen ein und fragte: «Du Gotti, was bist du von Beruf?» Sie erwiederte: «Ich bin Buchhalterin.» Die Kleine überlegte eine Zeitlang, dann platzte sie heraus: «Du armes Gotti, dir müssen ja die Arme weh tun, wenn du den ganzen Tag die Bücher hältst!»

H. O. in K.

Der kleine Hannes erzählte mir, dass vor dem Gasthaus im Dorf drei «Omibusse» stationiert seien. Nachdem ich korrigierte, man sage Omnibus und nicht Omibus, berichtigte er seinerseits: «Es sy doch meischtens alti Froue, wo i dene Bus umenandreiße, drum seit me sicher Omibus.»

M. J. in A.

Auflösung

der Denksportaufgabe von
S. 2/SSp28

Jeder muss das Kamel des anderen besteigen!

INSTITUT KANDERSTEG

1200 m ü. M.

Staatlich anerkannte Privatschule für Knaben von 11 bis 15 Jahren mit Internat. In familiärer Gemeinschaft können 40 Schüler bei uns die Sekundarschule absolvieren.

Erziehung des ganzen Menschen und Persönlichkeitsentfaltung sind unsere Ziele.

Nebelfreie Lage in den Berner Alpen. Ideal für Sport und Wanderungen. Im Sommer: Ferienkurse für Knaben und Mädchen.

Leitung Dr. J. Züger, Ø 033/75 14 74